

Kraft zurückerhalten? Der Reiche mit seinem egoistischen Geldsack kommt nicht durch das Nadelöhr der gekreuzigten Liebe; und es fragt sich sehr, ob die östlichen Meditationstechniken nicht eine feinere und gefährlichere Form des Reichtums, des Könnens und Besitzens sind als das Geld. Die Schrift weiß nichts von alledem, sie weiß nur: „Selig die Armen im Geiste“, die Bettler vor Gottes Tür, die da klopfen und die, wenn ihnen aufgetan wird, als Kinder des Vaters begrüßt werden.

Die jungen Kirchen Afrikas vor der Frage nach ihrer Authentizität

Boka di Mpasi Londi SJ, Kinshasa, Zaïre*

Fliegt ein Reisender über Europa und Afrika, dann hinterläßt ihm der Kontrast der Landschaften beider Kontinente einen tiefen Eindruck.

Als königliches Land – offen der Sonne zugekehrt – erstreckt sich Afrika in endlos verfügbaren Räumen, einladendes Symbol für Aufnahmebereitschaft und Gastfreundschaft. Seine grünende oder sandige Natur läßt schon dem ersten Aussehen nach fröhlich empfangende Gesichter erwarten. Aus der Höhe der Wolken fühlt man sich eingeladen. Und man spürt die Lust zu landen, weil die Hoffnung wach wird, in einer Welt voll Seele und Leben willkommen zu sein . . .

* Der vorliegende Beitrag erschien in der afrikanischen theolog. Zeitschrift „TELEMA“ (1975, 1. Heft, S. 48–56), die von Jesuiten in Kinshasa, Zaïre, herausgegeben wird und die sich hauptsächlich mit Fragen eines authentisch afrikanischen Christentums, vor allem auf den Gebieten der Spiritualität, der Liturgie und der Pastoral (Verkündigung) befaßt, entsprechend der Aufmunterung Papst Pauls VI. anläßlich seines Besuchs in Kampala, Uganda, zur Einweihung der Gedenkstätten der ersten afrikanischen Martyrer, vor den versammelten Kardinälen und Bischöfen aus Afrika (1969): „Afrikaner, Ihr seid von nun an Eure eigenen Missionare . . . Ihr könnt und müßt ein afrikanisches Christentum haben“.

Die Erlaubnis zum Abdruck dieses Beitrages gab der Autor selbst, der zugleich Hauptschriftleiter der Zeitschrift ist. Pater Boka möchte seine Überlegungen als Diskussionsbeitrag zum Thema „Afrikanisches Christentum“ aufgefaßt wissen. Wir bringen seinen Aufsatz mit nur geringfügigen Auslassungen. Die Übersetzung besorgte Karl-Heinz Neufeld SJ.

Als dienendes Land dagegen Europa – ausgelaut, aufgeteilt, jedoch kokett aufgemacht. So verschleiert es nicht den verführerischen Komfort seiner Oberflächen. Beim ersten Blick ist man fasziniert. Doch läßt man einmal alle Naivität und den Enthusiasmus beiseite, dann sucht der feste und träumerische Blick hinter die totale Verteilung von Grund und Boden, hinter den bunten Teppich massiver Bauwerke zu kommen. Alles scheint zu schreien: „Hier ist besetzt!“ „Dort, reserviert!“ „Nichts mehr frei!“ Selbst die Sonne verschwimmt, läßt zögern und krause Stirnen fürchten – vor Sorge vielleicht –, nicht genügend Zeit zum Leben, nicht genügend Raum zum Aufnehmen zu haben. Eine Welt, die von innen mit Ideen, von außen mit Gütern zugestellt ist . . .

Diese Wirklichkeit zeigt sich im Landschaftsbild, in den kulturellen Typen. Der Kontrast zwischen diesen beiden Welten unterstreicht doch nur ihre Verschiedenheit, rechtfertigt aber ebenso die Notwendigkeit des Austauschs. Ihre Unterschiede erweisen gerade ihre Ursprünglichkeit. Darin sollte man weniger einen Ansatz zu Widerspruch als eine Forderung nach gegenseitiger Ergänzung sehen.

I. Junge Kirchen und Katholizität

Im heutigen Afrika spielen die jungen Kirchen eine bestimmende Rolle. Das II. Vatikanum weckte ihren Willen, die originalen Züge ihres Wesens zu entfalten. In drängender, aber mittragender Weise wissen sie sich aufgefordert durch ihre älteren Brüder. So ist für die jungen Kirchen die Zeit gekommen, aktiv am Aufbau einer echt katholischen Kirche mitzutun, die vom Dialog, von gegenseitigem Austausch und allseitiger Bereicherung lebt. Und doch erlischt in den jungen Kirchen der so hell aufgeflamnte Enthusiasmus, weil ihnen eigene Festigkeit und Selbständigkeit fehlt. Tiefes Unbehagen lähmt den Schwung. Denken und Sprache, die aus eigener Quelle sprudeln, fehlen; das erzeugt einen Komplex, man ist gehemmt. Wie lassen sich Ausdrucksweisen schaffen, die nicht mit den Kategorien der alten Christentümer übereinstimmen, die sich doch als Vorbilder zur Nachahmung empfehlen? Läuft man nicht Gefahr, desavouiert, verachtet und ausgelacht zu werden? Um sich vor Widrigkeiten zu schützen, flieht man in bequemes Nichtstun und läßt sich von der Großzügigkeit der Mutter-Kirchen aushalten.

Der Komplex des Verbots erklärt sich u. a. durch drei Faktoren: Zunächst identifizieren sich die jungen Kirchen mit Ländern der Dritten Welt. Das Vorurteil industrieller Unterentwicklung wirkt sich auf den Wert ihrer Kultur aus. Was aus entwickelten Ländern kommt, gilt allenthalben und für alle als wertvoll und gut. Das ist das Vorbild, das nachzuahmen ist.

Man kopiert es bereitwillig. Doch in diesem Fall hört die Katholizität auf, gemeinsames Werden zu sein und wird zum uniformen Rezept. Sodann gehören die jungen Kirchen zu den noch sogenannten Missionsländern, eine Bezeichnung, die in mehr als einer Hinsicht überholt ist. Entstanden in einer Situation aufgezwungenen Nehmens, müssen sie wachsen durch Geschenke materieller, spiritueller und kultureller Art. Darum sind sie Verbraucher aus Beruf! Verlieren sie auf die Dauer nicht – wie Haustöchter, die vom Vater leben – die Fähigkeit zu geben, und nehmen sie nicht so den alten Kirchen die Pflicht, etwas zu empfangen? ... Schließlich blockiert die fehlende Annahmefähigkeit auf seiten der alten Kirche bezüglich der Werte der jungen deren schöpferischen Mut. Wird damit dem Erbe der Universalkirche nicht eine wertvolle Lebensquelle vorenthalten?

II. Originalität der jungen Kirchen

In einer Periode religiöser und moralischer Besinnung gegenüber unseren christlichen Aufgaben, wie das Konzil sie dargelegt hat, läßt sich die Originalität des Beitrags der jungen Kirchen in zwei Punkten zusammenfassen: der geistliche Sinn des Menschen und der Wert des Lebens.

a) Der geistliche Sinn des Menschen

Schematisch gesprochen fällt die Geschichte der alten Kirchen mit jener der Industrieländer zusammen. Dort herrscht der Materialismus mit seiner zersetzenden Kraft. Er bezeichnet nicht nur eine objektive Situation; er schafft einen Bewußtseinszustand. Das Verschwinden des Heiligen gibt Raum für ein Anwachsen des Profanen in der Mentalität. Wo das Heilige und Geistliche schwinden, dort verdunkelt sich auch die Identität des Menschen, der Geist in Welt ist, als dessen Bild unmittelbar auf Gott ausgerichtet. Die Reichweite eines Blickes, dem die religiöse Empfindsamkeit verloren ging, beschränkt sich notwendig auf rein irdische Horizonte. Ist es da erstaunlich, wenn der Mensch der Industriestädte in seinem materiellen Komfort und in seiner intellektuellen Festung leicht seine eigene Unsterblichkeit bezweifelt und sein jenseitiges Leben in Frage stellt? Eine Umfrage zu Allerseelen 1973 in Frankreich ergab für fast die Hälfte der Befragten Indifferenz gegenüber einem Jenseits. Warum soll man sich überhaupt um den Glauben an ein anderes Leben sorgen? Reicht denn das Leben hier unten nicht aus? Es dauert lange genug, als daß man ein anderes oder längeres wünschte. So gleicht sich der Geist des Menschen genau der Dauer der Materie an.

Die jungen Kirchen befinden sich in einer anderen Lage. Ihre Mentalität lebt in einem völlig vom Sinn für das Heilige bestimmten Kosmos, voll

von Geheimnis und Geistern. Das ist der Grund für die heute noch gültige afrikanische Metaphysik. Unter vielerlei Rücksicht ist sie unableitbar und billigt den rein materiellen Zweitursachen keine entscheidende Wirksamkeit zu.

Trotz der Bedeutung von Schule und Technik, trotz der Faszination städtischen Lebens gibt der in seinen Lokaltraditionen verwurzelte Afrikaner nicht ohne weiteres zu, daß ein Autounfall zum Beispiel, dem ein lieber Mensch zum Opfer fällt, letzten Endes nur das Ergebnis eines mechanischen Zufalls sein soll, der jedem persönlichen Einfluß oder der Absicht eines mit höheren geistigen Kräften Begabten einfach entzogen wäre.

Auf metaphysischer Ebene bestimmen zwei Hauptideen diese ganze Struktur des Denkens: einerseits entgeht das letzte Warum einer Sache oder eines Geschehens – sei es glücklich oder unglücklich – dem Blick des Menschen; anderseits bleibt der Glaube an gegenseitige Lebensbeziehungen oder -einflüsse zwischen den Wesen grundlegend. Anders ausgedrückt, der Grund jedes Wesens ist Geist, zugleich Geheimnis und Zusammengehörigkeit: das ist das Leben. Die Wesen sind durch ihre unaufdeckbare Wurzel miteinander verwandt. Schließt man den reinen Zufall aus, dann wird ähnlich auch die absolute Isolierung eines Wesens undenkbar. Eine Blinddarmentzündung, Wurmerkrankung, Blitz ins Haus oder ein Schlangenbiß, nichts kann der Gesundheit des Menschen etwas anhaben, nichts letztlich ihm einen Schaden zufügen, wird nicht mittels einer wenigstens gleichwertigen, wenn nicht überlegenen geistigen Macht eine Kraft wirksam. Solch eine Sicht läßt sich nur durch eine dauernde metaphysische Sorge erklären, die Basis der Dinge zu erreichen und den Menschen über die materiellen, vergänglichen Wesen zu setzen. In dieser Perspektive kann die Kraft eines niederen Wesens aufgrund seines natürlichen Ranges keinem höheren Wesen beikommen.

Die Transzendenz des Menschen auf der Stufenleiter der Wesen rechtfertigt sich ganz und gar nicht durch die Existenz eines isolierten Geistes in einem Leib, sondern durch die Gemeinschaft bzw. die Lebensverbindung einander zugeordneter Individuen sowie aller zusammen mit Gott, der Quelle des Lebens überhaupt. Als höchste Wirksamkeit „verursacht“ Gott alles außer dem Bösen. Gesundheit, Glück, Erfolg, Zufriedenheit und Wohlergehen – alles steht in fundamentaler Verbindung mit Gott. Auch die Vorfahren, die Heiligen der Familie als Wahrer der göttlichen Gnaden, ebenso die Eltern, Übermittler des Lebens, und der „nganga“, allgegenwärtiger Wirker sozialer Harmonie, eine Art sozial-geistlicher Helfer mit vielfältigen Möglichkeiten, die Ausgewogenheit der Gemeinschaft aufrecht zu erhalten, haben dieser Anschauung nach keine unabhängige Kraft. Ihre Wirksamkeit ergibt sich schlußendlich nur aus ihrer Überein-

stimmung mit dem Willen Gottes. Darum heilen keineswegs der Singsang der Medizinmänner, der Blick oder die Geste des Wahrsagers, Stäbe und magische Steine offenbaren nichts, die Erde bleibt ohne Frucht, die Frau ohne Kind, Flüsse und Wälder ohne Fische und Tiere, solange nicht die göttliche Macht durch die Vorfahren ihre guten Gaben spendet.

Die metaphysische Sicht der Lebensgemeinschaft ist tief geistlich und gibt dem Afrikaner eine Befähigung zum Heiligen. In einem Akt grundlegenden Glaubens nimmt er sich als verbunden an mit der Welt unsichtbarer Wirklichkeiten.

In einer umfassenden Gesellschaft lebt alles in allem und nichts sondert sich ab, es sei um zugrunde zu gehen. Die Fortdauer in der Existenz hängt an der Verbindung, an der Gemeinschaft. Die Verbindung ist das Leben.

Die moralischen Forderungen nach der rechten Absicht und der Reinheit des Herzens liegen hier auf gleicher Ebene: ein übelwollendes Denken, ein schlechter Plan, ein Fluch – so glaubt man – erreichen aufgrund der geistigen Wurzel im Menschen selbst auf Distanz ihr Ziel; denn der Geist trotzt der Zeit und dem Raum. Deshalb soll man derlei nicht aussprechen und ihm nicht nachsinnen. Auf dieser Grundlage führt das Mühen, gut zu sein, den Menschen zu seiner wesentlichen Pflicht. Sie besteht darin, die Quelle zu reinigen, d. h.: das Herz, aus dem Worte, Taten, Haltungen entspringen . . .

Diese moralischen Forderungen werden ebenso wie die metaphysische Grundlage, die sie trägt, nicht in einem selbständigen System „klarer und distinkter Ideen“ formuliert und festgehalten. Sie sind in das lebendige Leben eingegangen, in die sozialen Beziehungen, die Glaubensweisen und Praktiken jeder Art. Das bedingt denn auch ihre Schwäche angesichts der aktuellen Wandlungen, die gebildete Geister zu einem legitim kritischen Sinn gegenüber herkömmlichen oder aufgezwungenen Werten drängen. Außerdem bedarf es heute, um die moralischen Werte auf den gegenwärtigen Stand zu bringen, mehr denn je eines ausdrücklichen systematischen Denkens. Damit ist ihnen ihre eigene Identität gesichert, ungeachtet des Einbruchs des modernen, gleichzeitig zersetzenden und demoralisierenden Materialismus. Ist es nicht der Mühe wert, die Ausbildung eines eigentümlichen Denkens durch eine Überlegung und ein Forschen in der Tiefe anzuregen?

Wenn die jungen Kirchen überdies zum Geist der Kreativität aufgerufen sind, dann werden sie in der Lage sein, die Vitalität des geistlichen Erbes einer säkularisierten Welt zu stärken. Sie ist ja vielleicht ebenso durch den Überfluß geistlicher Konserven säkularisiert worden wie durch einen gewissen unbittlichen Materialismus. Darum sollte ein lebendiges und frisches Denken wach werden, das sich von einer doppelten Vormund-

schaft freigemacht hat: einerseits von der Wertschätzung eingeführter abstrakter Ideen und andererseits von der hartnäckigen Beherrschung durch Lokaltraditionen. Die Vorteile beider Seiten erweisen sich als fragwürdig. Erstere werden ja mehr und mehr verdächtig, letztere unterliegen Wandlungsprozessen. Dimensionen eines neuen Denkens sind erforderlich, um im gegenseitigen Respekt und Verständnis der Kulturen eine neue Art gerechter Beziehungen mittels Austausch zu erarbeiten. Ein neuer Ausdruck des Denkens ist dringlich, um die geistigen und religiösen Werte annehmbar und mitteilbar zu machen. Sie werden ja bis jetzt durch Gewohnheiten getragen, die zerbröckeln. Das scheint die eigentümliche Aufgabe der jungen Kirchen in dieser Zeit. Sie sollten sich mit ihren eigenen Lebenswerten zurechtfinden, indem sie eine bedeutende Reflexionsanstrengung unternehmen. Daraus könnte ein befreiendes und schöpferisches Denken für lebbare Formen der Christenheit entspringen.

b) Der Wert des Lebens

Ausländische Beobachter, Missionare oder Ethnologen, wunderten sich immer wieder über die Ruhe traditioneller Afrikaner vor dem Tod. Sie sterben gelassen, still und zufrieden. Das Geheimnis des Friedens liegt vielleicht in ihrer Auffassung vom Leben. Das Leben hier unten ist ein Bild des Lebens im Jenseits. Verbindungen, die auf der Erde geknüpft wurden, lösen sich am Ende der irdischen Existenz nicht. Zudem und vor allem hat ein traditioneller Afrikaner am Ende seiner Tage nur ganz wenige Punkte vor seinem Gewissen zu erforschen, die auf das Wesentliche gehen. Wo der sterbende Dichter sagen würde: „lieben, beten, singen – das ist mein ganzes Leben. Als Sterblicher trauere ich von all diesen Gütern, die der Mensch hier unten erwünscht, in der Stunde meines Abschieds keinem nach“, da sagt sich der Afrikaner gelöst: „Gastfreundlich war ich dem Fremden, voll Achtung vor Gut und Person des Nachbarn, bereit, mein „Haben“ und „Wohlergehen“ mit den Bedürftigen zu teilen; so habe ich mein Leben verdient, mein „Sein“ erfüllt. Meinen Kindern gab ich das Leben weiter, die Weisheit, den Namen der Vorfahren und das kulturelle Erbe. Ich habe die Alten geehrt, die von Gott gesegnet sind. Ich habe mich mit Armen umgeben, die mich dorthin tragen, wo wir wirklich leben bei den Vorfahren“. Ein geteiltes Leben gibt dreifache Versicherung: hat man seine Familienpflicht erfüllt, dann ist die irdische Aufgabe gelöst; nach dem Tod geht das Leben intensiver, schöner und aktiver weiter zugunsten der Lebenden auf der Erde. Für sie sind die Toten weder abwesend noch fern, da sie aufmerksam das Tun der Nachkommen miterleben. So versteht man den Einfluß der Vorfahren in unserer Gesellschaft und den geheiligten Charakter ihres Namens. Ihren Namen weitergeben heißt einerseits, sie

ehren, und andererseits durch die Jahrhunderte ihre Unsterblichkeit und die Unmittelbarkeit ihrer Anwesenheit feiern. Übrigens bezeugt der Ahnenkult Glauben an das Jenseits und folglich die Bedeutung des Todes als endgültigen Übergang aus der Welt der Sterblichen in jene der Unsterblichen.

In dieser Sicht bleiben beim Blick auf die Werte, deren Wurzeln ins Jenseits reichen, die Fülle der Güter und die Suche nach materiellem Komfort außerhalb der wichtigeren Interessen. Der echte Afrikaner hält sich nicht an Dinge, sondern an Personen. Das sieht man übrigens bis in die Politik; das Leben wird durch das LEBEN bestimmt. Das Volk läßt sich keineswegs durch ein System abstrakter Ideen leiten, die weise geordnet sind, sondern durch das Vertrauen in eine Person, die die Fülle des Lebens und der Weisheit zu verkörpern scheint.

Der traditionelle Afrikaner fürchtet den Tod ohne Zweifel deshalb nicht, weil er vom Leben erfüllt ist sowie von all dem, was in sich Lebensverheißung trägt. Die Erscheinung des Erschreckens vor dem Tod bleibt selten; wo sie sich bei gewissen Afrikanern und namentlich Christen zeigt, deutet sie wahrscheinlich u. a. eine Verlagerung der Wertachse an: von der Person auf die Dinge, vom Leben auf die Leere. Doch bedeutet das nicht im Grunde den Übergang zu einer metaphysischen Leere? Zwischen einer entliehenen begrifflichen Metaphysik, von der niemand wirklich lebt, und einer eigentümlichen mystischen Metaphysik, die unterschwellig das ganze Leben durchwirkt, gibt es keine sichere Brücke. Von daher also das Gefühl der Unsicherheit und des Unbestimmten, dem auch die Fülle der Güter nicht abhelfen kann.

In der Sicht der Lebensgemeinschaft als Sicherung seiner kulturellen Persönlichkeit besitzt der Afrikaner eine Fülle von Werten, die zu wahren und zu vertiefen sind: ganz besonders den Geist der Solidarität, den Zusammenhang der Gemeinschaft, in dem die Rechtsbeziehungen wurzeln. Diese bringen in der Tat den Glauben an das Leben zum Ausdruck. Die Mühe des Teilens konkretisiert diese Solidarität; sie wird von dem Willen unterstützt, das Leben in jedem weitergehen zu sehen. „Gut essen“, sagt ein Sprichwort, „heißt ganz und gar nicht, sich allein den Magen zu füllen und die anderen vor Hunger sterben zu lassen; gut essen meint vielmehr teilen, was man hat, damit das Leben in jedem weitergehen kann.“ Oft hat man es gesagt: „In Afrika stirbt niemand Hungers oder aber alle sterben Hungers“, weil eben niemand allein existiert. Der Preis eines jeden ist sein Leben; jeder ist ein Schatz, insofern er ein Glied der Lebenskette ist. Seine Schönheit liegt darin, daß er an die Liebe erinnert und daß er von einem Willen zum Überleben zeugt.

Liturgische Ansätze und afrikanische Lebensbedeutung

Afrikanische Ansätze finden sich zunehmend hauptsächlich in der Liturgie. Doch über eine Bemühung um echte Kreativität hinaus markieren sie den Grad der Freisetzung eigentümlich afrikanischer Ausdrucksweisen. Die kulturelle Persönlichkeit bricht die Ketten, die ihr von außen angelegt waren. Aber nicht ohne Interesse wird auch die Tatsache herausgestellt, daß die ins Auge fallenden Versuche einer Afrikanisierung gerade in der Liturgie gemacht werden. Das ist tatsächlich nicht nur bloßer Zufall, denn die Liturgie ist der Ort, an dem die doppelte Ursprünglichkeit, die wir gerade skizzierten, greifbar zutage tritt: der geistliche Sinn des Menschen und der Wert der Lebensgemeinschaft. Würde ein echtes theologisches Denken sich in der Begleitung der Bemühungen um liturgische Erneuerung entfalten, dann würden sich die Werte, die sich im traditionellen Afrika um die Vorfahren z. B. anordneten, im lebendigen Christus, in seiner Gemeinschaft der Heiligen vorzugsweise wiederfinden und entwickeln. Um nur einen Fall unter anderen anzuführen: der liturgische Versuch des sogenannten „Zaire-Ritus“ beginnt mit der Anrufung der Heiligen. Glücklicherweise trifft sich die christliche Bedeutung der Heiligen mit jener der Vorfahren. Denn in der Tat sind die vom traditionellen Afrika verehrten Vorfahren ja nicht irgendwelche Verstorbenen, sondern die Besten derer, die treu dem Weg des Guten folgten, den Gott den ältesten Vorfahren vorgezeichnet hat. Von daher entwickelte sich ja bekanntlich der Kult der Ahnen, der Übermittler des Lebens und der göttlichen Gnaden. Zudem sind für einen Afrikaner Gesang und Tanz keineswegs bloße Techniken der Kunst, sondern Ausdrucksweisen der Seele. Nur wenig Gesten haben keine Beziehung zum Leben, nur wenig Verhaltensweisen sind ohne symbolisches Gewicht, nur wenig Ereignisse ohne Bezug auf die Gemeinschaft. So versteht man unschwer, daß bestimmte Neuansätze für die Eucharistische Feier namentlich in Kamerun, Malawi und bei den Kimbanguisten den Mahlcharakter herausstreichen. Das Festklima als Ort erfahrenen Teilens und der Lebensgemeinschaft herrscht vor. Ohne zu verschwinden, gewinnt dagegen in diesem Fall der Opfergedanke für die Eucharistische Feier nicht soviel Deutlichkeit. Man feiert den auferstandenen Christus, Angeld unseres eigenen Weiterlebens.

Schließlich sagt uns die tagtägliche Erfahrung, daß Fest und Ruhe einen Weg durch Mühen und Opfer voraussetzen und in sich enthalten. Darum schließt das Anbrechen des Ostermorgens die Tränen von Kalvaria ein, ohne sich darauf zu beschränken. Das Fest begeht das Ende von Kämpfen, Mühen und Schweiß. Es ist ein Sieg, dessen innere Bewegung das Menschenherz auf unbegrenzte Horizonte seiner Erwartungen öffnet. An der

Quelle leben, zusammen mit allen, die die gleichen Härten irdischer Existenz teilen, das ist das Fest der Menschen, die nur Brüder sind, wenn sie sich als Söhne eines einzigen Vaters anerkennen.

Was endgültig an jeder gut gestalteten afrikanischen Initiative in der Liturgie frappt, ist der Neuaufbruch der kulturellen Seele Afrikas. Glückliche und frei findet sie ihren Rhythmus wieder, ihre Spontaneität, das Leuchten ihrer Lieblingsfarben und ihr mystisches Klima der Lebensgemeinschaft. In einer Messe nach afrikanischem Ritus erfährt man sich selbst, fühlt sich ehrlich zuhause und schließlich „in der eigenen Haut“. Die heilige Bewegtheit und die Harmonie der Linien im körperlichen Ausdruck stechen ab von der juristischen Strenge, die von außen aufgezwungen wurde. Mehr als nur reinen Ritus, erfährt man hier eine Seele in den Verhaltensweisen, Gesten und rhythmischen Bewegungen. Muß das noch weiter erklärt werden? Rhythmus, klangvolle Musik, Gesang und Tanz des Afrikaners bezeugen nicht nur lebendige Intensität, sondern auch mystische Begeisterung. Sie sollte nicht einem bestimmten Beten schaden, das sich, begünstigt von der Tiefe und Dauer des Schweigens, vollzieht.

Werden diese Werte, die einen Platz in der Liturgie fanden, dauern?

Unter zwei Bedingungen, ja: daß sie geschätzt, angeeignet und weiterentwickelt werden. Würde man sie im Namen irgendeiner Universalität, die mit Uniformität verwechselt wird, ablehnen, sie stürben, erstickt unter dem Komplex der Minderwertigkeit und des Nichtdürfens . . . Und daß sie zweitens durch ein fruchtbares Denken belebt und unterstützt werden, ein Denken, das dauerhafte Werte schafft.

Die Geschichte bietet eine hier geltende Lehre: Jeder Wert, dem kein eigentümliches Denken entspricht, das ihn belebt, verliert sich, wie sich im Lauf der Zeit das Christentum des alten Königreichs Kongo verlor. 1515 wurde ein Sohn des Königs Ndofonso, Don Enrico, in Rom zum Bischof geweiht. Man muß annehmen, daß der Glaube in einer Fülle frommer Praktiken und unter einem gänzlich importierten Gepäck an Lehren blühte. Doch wahrscheinlich hatte er sich nicht einwurzeln können in ein Denken, das aus eigener Quelle entsprang, und so löste er sich in Luft auf . . .

Ebenso wie das menschliche Leben durch Zeugung weitergegeben wird, so in der Tat auch die Werte mittels eines Denkens, das lebende Institutionen inspiriert. Die Achse der Unsterblichkeit der Werte ist das Denken. Denn allein das Denken als Geist trotzt den Zeiten mit seiner eigentümlichen Kreativität. Hat das afrikanische Christentum schon solch ein selbständiges Denken, das die Werte schützt und den erreichten Erfahrungen Dauer sichert? Der afrikanische Christ lebt augenblicklich von einer Mischung aus zwei Denkformen, die er beide übernommen hat. Einerseits vom christlichen Denken, das entsprechend einer „komplexen“ Metaphysik

sich vollzieht. Wird es die unvermeidlichen Umwälzungen importierter Strukturen überleben können, die es tragen? . . . Zum anderen vom traditionellen Denken, das in einem Gesamt von Hülsen einer diffusen Mentalität weitergegeben wurde. Es hat die Gewohnheiten und Traditionen belebt, die es weitertrugen. Davon lebt der moderne Afrikaner, obwohl er sich zugleich wachsend davon freimacht. Zwischen diesen beiden Polen übernommenen Denkens, die den heutigen Erfordernissen einer integralen Entwicklung mehr oder weniger fremd gegenüberstehen, soll und muß der heutige afrikanische Christ sich dringend ein seinem Wesen nach afrikanisches und seinem Gewissen nach christliches Denken ausbilden, als Seele neuer und Schutz traditioneller Werte. Sonst wird das Christentum sehr bald jede Kraft einbüßen bis dahin, daß es in bloße Folklore aufgeht, weil ihm der Lebenssaft aus dem Boden fehlt. In dieser Sicht der Entwicklung bleibt es vorrangig geboten, Reflexion und Forschung anzuregen.

Die jungen afrikanischen Kirchen stehen in dieser Zeit politischer, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Wandlungen und der dadurch immer stärker ausgelösten Besinnung auf das eigene kulturelle Erbe vor einer schweren und entscheidenden Aufgabe. Sie befinden sich an einem Wendepunkt. Das verlangt von den Boten der Evangelisierung auf allen Ebenen vor allem harte Anstrengung in Reflexion und Suche, damit christliches Denken wach wird, das von den Werten afrikanischer Echtheit lebt.

Wie hoch auch immer der Preis an Opfern sein mag, den jede religiöse Treue fordert, Religion bleibt als nicht zu unterdrückende Sehnsucht nach dem Absoluten, als ungestillter Durst nach dem Göttlichen, ein Element des Gleichgewichts, unter der Voraussetzung allerdings, daß sie den Menschen nicht auseinanderreißt, wo sie doch zur Einigung und zur Entfaltung bestimmt ist. Geist, der den Menschen eint und entfaltet, weil er schöpferische Macht auf Dauer ist. Das Denken, das diese Fruchtbarkeit (des Geistes) bezeugt, muß als Quelle der Werte aus dem eigenen Wesen entspringen. An diesem Ort, wo das Denken entspringt, vollzieht sich das wirkliche Werden der jungen Kirchen. Tiefe und Weite dieses Denkens hängen von den Dimensionen des Lebens ab, das es mit dem Wehen des Schöpfergeistes belebt.